



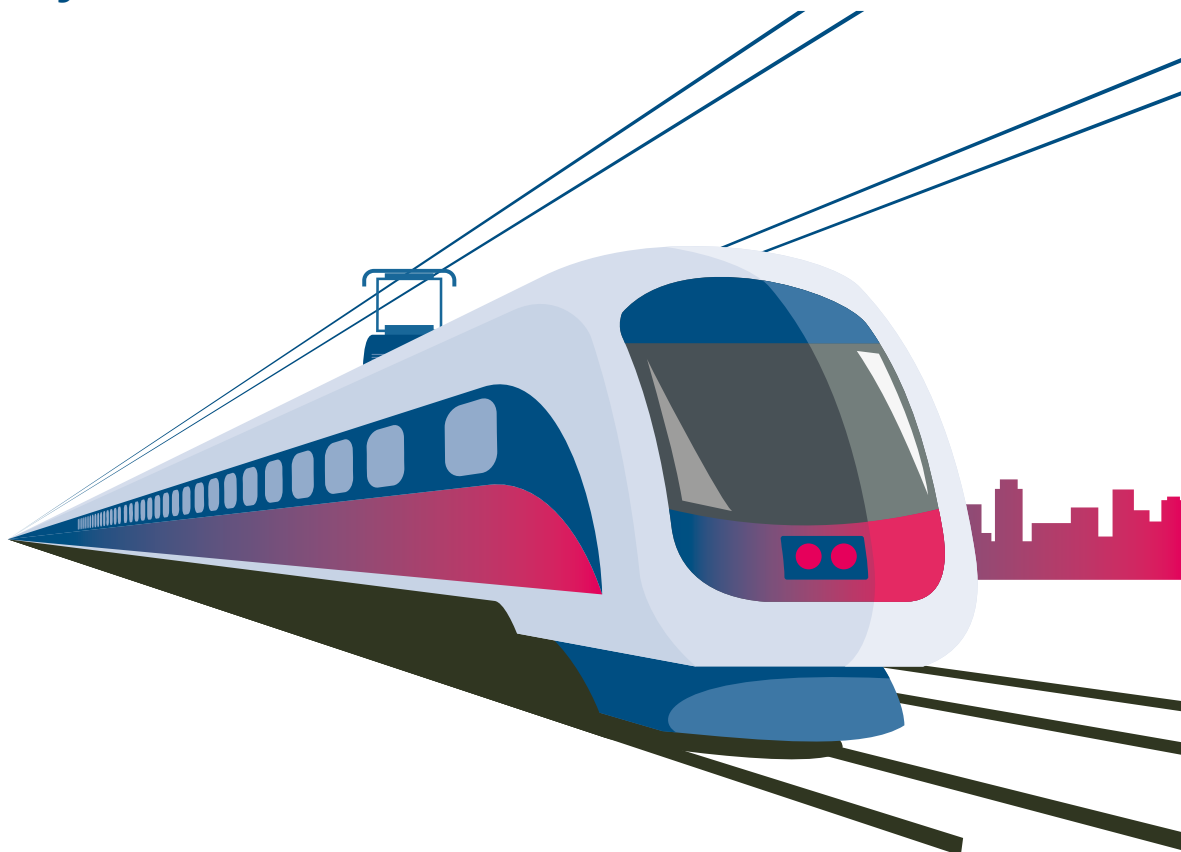
BZI Bundeszuwanderungs-
und Integrationsrat



**KONRAD
ADENAUER
STIFTUNG**

60 JAHRE ANWERBEABKOMMEN MIT DER TÜRKEI

Interviews mit Zeitzeuginnen zu
60 Jahren in der neuen Heimat



60 JAHRE ANWERBEABKOMMEN MIT DER TÜRKEI

**Interviews mit Zeitzeuginnen zu
60 Jahren in der neuen Heimat**

AUF EINEN BLICK

- › Vor 60 Jahren, am 30. Oktober 1961, schloss Deutschland das Anwerbeabkommen mit der Türkei. Ziel des Abkommens war es, die in Deutschland fehlenden Arbeitskräfte für die damals boomende Wirtschaft zu stellen.
- › Die Anwerbung war zunächst auf Zeit konzipiert. Aber es kam anders. Im Zeitraum von 1961 bis zum Anwerbestopp im Jahr 1973 zog rund eine Millionen Menschen aus der Türkei nach Deutschland. Ein Teil davon kehrte nach einigen Jahren wieder zurück in die Türkei. Diejenigen, die geblieben sind, holten ihre Familien nach oder gründeten hier eine Familie. Somit wurde nach und nach Deutschland ihr neues Zuhause, ihre zweite Heimat. Was oft nicht bekannt ist: Jede fünfte Arbeitskraft damals war eine Frau.
- › In einem Kooperationsprojekt haben die Konrad-Adenauer-Stiftung und der Bundeszuwanderungs- und Integrationsrat mit Frauen, die damals nach Deutschland gekommen sind, ihr Ankommen und die Prozesse ihrer Teilhabe an Gesellschaft und Politik nachgezeichnet.
- › Interviewt haben wir Frauen, die in Deutschland geblieben sind und solche, die in die Türkei zurückgekehrt sind. Um mit ihnen zu sprechen, sind wir bis in die Türkei gereist.

Michael Borchard, Deniz Nergiz und Annette Ranko

Deutschland sei „über die Jahre ein Land mit Migrationshintergrund geworden“. Mit diesem Satz hat der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier im September 2021 einen wichtigen Akzent für einen gesellschaftspolitischen Perspektivwechsel gesetzt. So umstritten der Begriff „Migrationshintergrund“ als solcher sein mag, im Kontext der Rede des deutschen Staatsoberhauptes mit Verweis auf das 60-jährige Jubiläum des Anwerbeabkommens mit der Türkei, ist die Formulierung mehr als passend. Denn sie zeigt, dass es nicht alleine das Land ist, das diejenigen Menschen verändert hat, die vor sechs Jahrzehnten in dieses Land gekommen sind, sondern dass auch sie selbst Deutschland nachhaltig verändert haben. Sie sind damit auch ein lebendiger und bedeutender Teil der wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Geschichte dieses Landes geworden. Mit guten Gründen kann man die Frage stellen, ob sich das deutsche Wirtschaftswunder, das seine Wirkung bis weit in die 1960er Jahre entfaltet hat, so gravierend auf den Erfolg des Industriestandortes Deutschland ausgewirkt hätte, wenn die Arbeitskräfte zunächst aus Italien, dann aus dem damaligen Jugoslawien, Spanien, Griechenland und Portugal und schließlich aus der Türkei nicht ihren ganz eigenen Beitrag zum Wirtschaftsboom in der jungen Bundesrepublik geleistet und sich damit auch um den Aufbau unseres Landes verdient gemacht hätten.

Dabei hat das Anwerbeabkommen mit der Türkei, das zweifelsohne rückblickend als eines der folgenreichsten Abkommen in der bundesdeutschen Geschichte betrachtet werden kann, als „leise, pragmatische Vereinbarung“ begonnen, wie es die Schriftstellerin Dorte Huneke genannt hat. Ein schlanker Vertrag, keine zwei Seiten lang, „kürzer als ein Arbeitsvertrag“, keine große Zeremonie auf der höchsten Regierungsebene, sondern eine schlichte Unterzeichnung durch das Auswärtige Amt und die türkische Botschaft am 30. Oktober 1961.

Diese Abmachung jedoch war für die Betroffenen, die sich auf den Weg nach Deutschland gemacht haben, alles andere als leise und unspektakulär, sondern im wahrsten Sinne des Wortes laut und umwälzend. Sie änderte das Leben von mehr als zweieinhalb Millionen Menschen, die sich um eine Arbeitserlaubnis in Deutschland bewarben und damit in eine Lebensumwelt katapultiert wurden, die ihnen weitgehend fremd war. Und sie setzte eine Entwicklung in Gang, die dazu geführt hat, dass Türkeistämmige heute den größten Anteil an der Gesamtheit der Personen mit Zuwanderungsgeschichte in Deutschland haben.

So vielfältig und unterschiedlich die Menschen waren, die aus der Türkei nach Deutschland kamen – aus unterschiedlichen Kulturkreisen, Ethnien, Glaubensgemeinschaften oder Konfessionen, Jüngere oder Ältere, mit und ohne Berufserfahrung, wenig oder hoch Gebildete, Ledige oder Verheiratete – so unterschiedlich waren auch ihre Motive.

Dies betraf auch eine Gruppe, die regelmäßig weniger im Blickpunkt steht, wenn es um die „Einwanderungsgeschichte“ nach Deutschland geht, die damals aber einen bemerkenswert hohen Anteil hatte: Frauen! Jede fünfte Arbeitskraft, die dem Ruf aus Deutschland im Rahmen des Anwerbeabkommens gefolgt ist, war eine Frau.

Die Geschichten dieser Frauen sind allzu oft ein ungehörter Teil der „Zuwanderungsgeschichte“. Deshalb haben wir uns mit dieser Publikation als Konrad-Adenauer-Stiftung gemeinsam mit dem Bundeszuwanderungs- und Integrationsrat (BZI) – dem Bundes-

verband von Landesorganisationen der kommunalen Ausländer-/Integrationsbeiräte, welcher Herkunft übergreifend arbeitet – dazu entschlossen, mit Frauen, die im Rahmen des Abkommens aus der Türkei gekommen sind, autobiographische Interviews zu führen, um ihre Leben in Deutschland oder nach der Rückkehr in die Türkei seit den 1960er Jahren nachzuzeichnen. Ihre Erzählungen, die im Mittelpunkt dieser Publikation stehen, sind genauso unterschiedlich und individuell wie ihre Protagonistinnen.



Es geht dabei um Frauen, die entgegen den herrschenden Klischeevorstellungen, nicht einfach ihren in Deutschland arbeitenden Männern hinterhergereist waren, sondern Individuen, die sich für diese Migration entschieden und nicht selten auch gegen familiäre oder moralische Vorbehalte durchgesetzt haben. Diese Frauen haben in Berufsfeldern gearbeitet, die auch für deutsche Frauen häufig unüblich waren, wie zum Beispiel im industriellen Bereich. Die intensive Belastung der zugewanderten Frauen nahm insbesondere zu, als ab 1964 der Familiennachzug erlaubt worden ist. Denn wie viele Frauen mussten sie neben der Arbeit dann auch das Familienleben organisieren.

Seit den 1960er Jahren änderte sich nicht nur das Leben von angeworbenen Arbeitskräften und ihren Familien in der Türkei, sondern auch das gesellschaftliche Leben in Deutschland. Das war einer der Gründe, warum das Abkommen so „leise“ geschlossen worden ist. So erwünscht die Arbeitskräfte waren, die den Wirtschaftsboom am Leben hielten und damit auch die Hoffnung und „Heilung“ jener Menschen, die im Zweiten Weltkrieg alles verloren hatten Freunde, Familie, ihr Eigentum, nicht selten auch ihre Heimat so sehr stellte sich schon damals die Frage, wie aufnahmebereit die deutsche Gesellschaft eigentlich war. Schon bei der Aufnahme der Kriegsflüchtlinge zu Beginn der 1950er Jahre, die ja der gleichen Bevölkerungsgruppe und Kultur entstammten, hatten sich Verwerfungen und Ausgrenzungserscheinungen gegenüber den neu Hinzugezogenen gezeigt.

Im Falle der gewollten und gesteuerten Zuwanderung aus den südlichen Ländern der heutigen Europäischen Union und dann aus der Türkei, trat diese Problematik auch bald zutage. Neben positiven Erfahrungen hatten die sogenannten „Gastarbeiterinnen“ und „Gastarbeiter“ nicht nur mit der Einsamkeit und tiefer Sehnsucht nach der alten Heimat, sondern auch schnell mit Diskriminierung und mehr oder minder offener Ablehnung zu kämpfen. Wie zum Beispiel mit der Unterstellung, dass sie als Fremde den Wohlstand und die Zivilisation bedrohten und aufgrund ihrer Kultur, ihrer Religion oder ihrer Herkunft ohnehin nicht integrierbar wären und ihre Rückkehr daher letztendlich und langfristig auch erstrebenswert sei.

Solche Einstellungen spiegelten sich mitunter auch darin wider, dass die Unterbringung für die Arbeitskräfte lange ein Provisorium blieb, beispielsweise in Form wenig komfortabler Baracken oder schlecht ausgestatteter Wohnungen und Wohnheime. Auch fehlte es lange an systematischen Eingliederungsangeboten, wie beispielsweise an Sprachkursen und anderen Möglichkeiten, die es den angeworbenen Arbeitskräften erleichtert hätten, langfristig Fuß zu fassen. Entgegen der Annahme, dass eine baldige Rückkehr in die Türkei erfolgen würde – was anfangs übrigens auch die Absicht vieler angeworbener Arbeitskräfte war – blieben viele von ihnen gemeinsam mit ihren Familien und sind Teil Deutschlands geworden.

Was dabei jedoch zu selten gesehen wird, ist, dass der Impuls in Deutschland zu bleiben oftmals durch Verlängerung der Arbeitsverhältnisse und der Aufenthaltserlaubnis und nicht etwa von den angeworbenen Frauen und Männern ausging. Der Impuls ging also von der Wirtschaft aus. Für viele Unternehmen war es ineffektiv, immer wieder neue Arbeitskräfte ausbilden zu müssen. So drängten sie auf dauerhafte Anstellungen und schätzten zunehmend den Beitrag der „Neuen“ zum wirtschaftlichen Erfolg. Als 1973 die Regierung von Willy Brandt in jenen Zeiten, in denen das Wirtschaftswunder endete und die Bundesrepublik erstmals eine Rezession durchleben musste, einen Einwanderungsstopp verhängte, blieben laufende Arbeitsverträge weiterbestehen. In vielen Fällen wandelten sich die befristeten Aufenthaltsgenehmigungen in unbefristete Aufenthaltstitel.

Als sich zunehmend herauskristallisierte, dass viele der angeworbenen Arbeitskräfte bleiben würden, hatte das auch politische Auswirkungen, insbesondere in den Kommunen, in denen sich ausländische Arbeitskräfte und ihre Familien dauerhaft ansiedelten. Schnell entstand die Notwendigkeit, Maßnahmen und demokratische Konzepte für die politische Vertretung dieser Gruppe zu entwickeln, um den Bedarfen in der Stadtpolitik agiler begegnen zu können. Angelehnt an das verfassungsrechtliche Prinzip der kommunalen Selbstverwaltung (GG § 28) wurden 1971–72 die ersten gewählten, herkunftsländer- und ethnienübergreifenden Beiräte gegründet: in Wiesbaden, Wiesloch-Walldorf und Troisdorf. Diese politischen Gremien haben seit ihrer Geburtsstunde bis heute eine doppelte Bedeutung: Durch sie wurden ausländische Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner offiziell als Teil des deutschen politischen Systems anerkannt. Denn die Satzungen, die Zusammensetzung, die Rechte und Pflichten der Gremien wurden und werden von den lokalen Stadt- oder Gemeinderäten beschlossen. Ein weiterer und bisher weniger beachteter Beitrag dieser Gremien ist zudem, dass Ausländerinnen und Ausländer durch sie die Integrationspolitik in ihren ersten Gehversuchen mit Kompetenzen und Informationen ausgestattet und begleitet haben. Man könnte sagen, dass der häufig verwendete Satz „Integration beginnt in der Kommune“ seine Wurzeln auch in dieser Entwicklung hat. Bis heute ist Integrationspolitik, die erst am Anfang der 2000er Jahre bundespolitisch verortet wurde, vor allem kommunal verankert.

Bei der Mitwirkung in kommunalen Beiräten und bei der Gründung erster Herkunftsorganisationen blieb es aber nicht. Der Schritt, den aktive Ausländerbeiratsmitglieder in Kommunen gemeinsam gingen, hatte den Grundstein für ihre Positionierung als politische Interessenvertretung gelegt. Es folgten daraufhin Landesverbände und Landesnetzwerke und kurze Zeit später, im Jahr 1998, der bundesweite Zusammenschluss unter dem Namen Bundesausländerbeirat, heute Bundeszuwanderungs- und Integrationsrat (BZI).

Die in den 1960er und 1970er Jahren angeworbenen Arbeitskräfte, die in Deutschland blieben, wurden also auch Teil der politischen Streit- und Verantwortungskultur und brachten sich in gesellschaftspolitische Entwicklungen und Angelegenheiten aktiv ein.



Ein gesellschaftlicher Umbruch, der die angeworbenen Arbeitskräfte zumindest indirekt betraf, ging mit dem Mauerfall und der Wiedervereinigung einher. An den Zuzug von Bürgerinnen und Bürgern aus den neuen Bundesländern, die oftmals auch zu neuen Kolleginnen und Kollegen wurden, erinnern sich die hier interviewten Frauen noch immer, mit einer gewissen Empathie zwischen Menschen, die das Fremdsein selbst erlebt haben. Gleichzeitig verstärkte sich in den 1990er Jahren

ein gesellschaftliches Klima, das von einem „Das-Boot-ist-voll“ Gedanken geprägt war – mit spürbaren Folgen für als fremd wahrgenommene Menschen. Hoyerswerda, Rostock, Mölln, Hünxe, Solingen, die NSU-Morde und nicht zuletzt Hanau haben sich in den Gedächtnissen vieler Zugewanderter eingebrannt und oftmals das Vertrauen in den Staat und in die deutsche Heimat fundamental erschüttert aber nicht zerstört. Eine mögliche Erklärung dafür könnte die tiefe Verbundenheit der ersten Generation sein, die sich am Wiederaufbau des Landes mit harter Arbeit und Fleiß beteiligt hat und die ihre Familien hier verwurzelt hat. Aber auch der berechnete Anspruch ihrer Nachkommen, in der zweiten und dritten Generation, als ein natürlicher Teil dieses Landes akzeptiert zu werden, für die lückenlose Aufarbeitung der genannten Anschläge zu kämpfen und dafür zu sorgen, dass der Staat seiner Schutzpflicht nachkommt, ist legitim und von zentraler Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft.

Für Einleitungen gilt das gleiche wie für den Kinobesuch: Alles was spannend ist, sollte nicht gleich am Anfang verraten werden, aber ein Fazit kann man am Ende dieser Einführung bereits ziehen: Auch wenn unsere leitfadengestützten autobiographischen Interviews, die jeweils zwischen 30 und 90 Minuten Länge durchgeführt wurden nicht repräsentativ sind: Die Aussagen der Zeitzeuginnen, die entweder als Arbeitskraft im Rahmen des Anwerbeabkommens oder im Kontext der Familienzusammenführung nach Deutschland gekommen sind und in unterschiedlichsten Städten in ganz Deutschland leben oder zum Teil auch in die Türkei zurückgekehrt sind, zeigen, wie außerordentlich vielschichtig dieser Prozess war, der durch das Anwerbeabkommen in Gang gesetzt worden ist.

Wir als Bundeszuwanderungs- und Integrationsrat und als Konrad-Adenauer-Stiftung wollen diesen Frauen, die sich ohne jeden Zweifel in der Arbeitswelt und im gesellschaftlichen Kontext verdient um dieses Land gemacht haben, eine bislang wenig gehörte Stimme verleihen. Wir möchten ihnen die Chance bieten, mit ihren „eigenen Geschichten“ nicht nur sich selbst, sondern den hunderttausenden Frauen, die hier nicht zu Wort kommen können, ein kleines Denkmal zu setzen und auch so etwas wie ein „Dankeschön“ zu formulieren. Sie waren es schließlich auch, die ihre Kinder auf ihre ganz eigene Weise dabei unterstützt haben, ihren Platz in der Gesellschaft zu finden. Heute sind diese Kinder, als Vertreterinnen und Vertreter der zweiten oder dritten Generation, oftmals auch Teil der wissenschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Elite dieses Landes geworden.

Wir bedanken uns herzlich bei allen, die sich mit uns auf dieses Experiment eingelassen haben.

SEVINC KAM 1970 NACH DEUTSCHLAND UND ARBEITETE VIELE JAHRE ALS KRANFÜHRERIN BEIM BREMER VULKAN. OBWOHL SIE UND IHR MANN URSPRÜNGLICH NUR KURZE ZEIT IN DEUTSCHLAND BLEIBEN WOLLTEN, SIND SIE UND IHRE KINDER BIS HEUTE GEBLIEBEN.

AUSREISE UND ANKUNFT

Wir haben uns im Jahr 1970 an Neujahr auf den Weg gemacht. Andere feiern an Neujahr, wir haben uns auf den Weg gemacht.

Interviewte: Erst kam mein Mann nach Deutschland, im Jahr 1968. Ich war ungeduldig und wollte, dass er uns nachholt. Zwei Jahre später hat er uns dann endlich abgeholt, mich und unsere zwei Kinder, beide waren noch klein. Wir haben uns im Jahr 1970 an Neujahr auf den Weg gemacht. Andere feiern an Neujahr, wir haben uns auf den Weg gemacht. Meine Schwiegermutter haben wir mitgenommen, denn sie hatte niemanden mehr. Mein Mann hatte damals eine Wohnung gemietet, etwas abgelegen, eine alte und nicht besonders schöne Wohnung. Die Toilette war noch aus Vorkriegszeiten und lag ein Stockwerk tiefer. Nach einem Monat haben wir uns dann an die Baugenossenschaft gewendet und sind in eine schöne Wohnung gezogen. Damals hatte ich zunächst noch keine Arbeitserlaubnis. Nach einem Jahr aber konnte ich arbeiten gehen und fing beim Bremer Vulkan (Werft, Schiffbauwerk) an.

ARBEITSLEBEN UND ALLTAG

Damals war das schon ein bisschen der Ehrgeiz. „Jetzt, wo wir schon hier sind, lass uns Geld verdienen!“, dachten wir.

Ich habe einen Monat lang schlaflose Nächte gehabt und mich gefragt: „Wie schaffe ich das bloß?“

Interviewte: All die Frauen bewarben sich damals als Schweißerin dort und da dachte ich, das mache ich auch. Damals war das schon ein bisschen der Ehrgeiz. „Jetzt, wo wir schon hier sind, lass uns Geld verdienen!“, dachten wir. Mein Mann arbeitete damals auch dort als Schweißer. Die Arbeit war hart, es war ja Bandarbeit. Danach kam ich nach Hause, die Kinder waren noch jung. Ich hatte zwar meine Schwiegermutter bei mir, aber trotzdem ging es kaum. Die Kinder waren klein, ich kam müde nach Hause, die Hausarbeit war anstrengend, und ich musste dennoch um halb sechs aufstehen. Mein Mann hat sich derweil auf eine Stelle als Lehrer beworben. Er war in der Türkei 8 Jahre lang Lehrer gewesen. Als er dann die Stelle als Deutschlehrer (für Fremdsprachler) an einer Schule bekommen hatte, sagte er. „Ich lasse es nicht zu, dass du so eine schwere Arbeit machst.“ Nach acht Monaten wechselte ich dann also zum Kran, wo es weniger harte Arbeit war, aber es war auch schlechter bezahlt. Wie schwer mir die Arbeit mit dem Kran gefallen ist, es war so hoch, 18 Meter hoch und 32 Tonnen schwer. Ich habe einen Monat lang schlaflose Nächte gehabt und mich gefragt: „Wie schaffe ich das bloß?“. Mit der Zeit wurde ich dann erfahrener. Ich arbeitete dann sauber, ich wusste, was ich tat, bummelte nicht herum, machte

Beim Kran ganz oben sprang ich direkt rüber, von Führerhäuschen zu Führerhäuschen, in 18 Metern Höhe. Ich ging nicht die Leiter runter, um den Kran zu wechseln. Die Arbeit erledigte ich damit schneller als alle anderen. Das fuchste die deutschen Kollegen. So habe ich 26 Jahre lang beim Vulkan gearbeitet. Dann hat er Insolvenz angemeldet, da war ich 50. Das war kein gewöhnlicher Beruf für eine Frau gewesen. Auch in der Türkei wunderten sie sich alle, dass ich das mache.

nicht krank, was will ein Arbeitgeber mehr? Ich tat alles, was sie wollten. Und ich machte es so: beim Kran ganz oben sprang ich direkt rüber, von Führerhäuschen zu Führerhäuschen, in 18 Metern Höhe. Ich ging nicht die Leiter runter, um den Kran zu wechseln. Die Arbeit erledigte ich damit schneller als alle anderen. Das fuchste die deutschen Kollegen. So habe ich 26 Jahre lang beim Vulkan gearbeitet. Dann hat er Insolvenz angemeldet, da war ich 50. Das war kein gewöhnlicher Beruf für eine Frau gewesen. Auch in der Türkei wunderten sie sich alle, dass ich das mache.



BLEIBEN ODER GEHEN

„Wieso sollen wir drei oder vier Stühle kaufen? Wir werden sie sowieso wegwerfen, wenn wir wieder gehen!“ Aber dann sind wir doch geblieben.

Interviewte: Als wir kamen, war es nicht unsere Absicht, hier zu bleiben. Damals sagte ich sogar: „Wieso sollen wir drei oder vier Stühle kaufen? Wir werden sie sowieso wegwerfen, wenn wir wieder gehen!“ Aber dann sind wir doch geblieben.

Ehemann: Ein Grund dafür, dass wir blieben, waren die Kinder. In den 70er, 80er Jahren war es in der Türkei eine politisch aufgeladene Zeit. Wir hatten Sorge, dass die Kinder sich politisieren und dorthinein gezogen würden und wir in Schwierigkeiten kommen würden. Davor hatten wir Angst. Eigentlich wollte ich in der Türkei einen Laden für Farbfotografie aufmachen. Aber dann habe ich 1979 den Laden hier aufgemacht. Meinen Meisterbrief hatte ich 1976 gemacht. Der Direktor der Schule, bei der ich gleichzeitig arbeitete, hatte mich dabei sehr unterstützt.

Interviewte: Für mich spielte beim Bleiben aber auch der Job eine Rolle. Ich ging damals sehr gerne zur Arbeit. Ich hatte nette Kolleginnen, wir waren richtig zusammengewachsen. Sie kamen von überall her aus der Türkei, aus Bandırma, aus Izmir, dann auch aus Hopa, die waren sehr wertvolle Freunde. Ich habe auch eine türkische Volksmusikgruppe und eine Theatergruppe gegründet und ein sehr soziales Leben gehabt. Bei meinem Mann war es genauso. Er war sehr zufrieden mit seinem Beruf als Lehrer und den Kollegen. Er war auch im Schützenverein und wurde Schützenkönig. Wir haben dann nie wieder überlegt in die Türkei zu gehen. Aber hätten wir schlechte Jobs gehabt, dann wäre es vielleicht anders gewesen. Andere hatten ihre Arbeit satt und meinten: „Wir gehen!“ Sie haben ja damals zehntausend Mark bezahlt, 1984, da sind viele zurückgekehrt.

(UN-)WILLKOMMEN IN DEUTSCHLAND?

Wir Kollegen haben so viele Kohl- und Pinkel-Parties veranstaltet.

Sie haben mir nie den Vorwurf gemacht, warum ich das Schweinefleisch nicht mitesse.

Wenn rechts von mir ein Kollege aus der Lehrerschaft sitzt und Schweinefleisch isst, kann ich nicht „igitt igitt“ sagen. Er wiederum kann das auch nicht zu dem sagen, was ich esse.

Ehemann: Die Menschen hier haben uns von Anfang an sehr gut aufgenommen, haben uns sehr geholfen. Da kann man nichts Schlechtes sagen. Es gab da nur ab und zu kleine Vorkommnisse. Einmal war ein Mädchen bei mir in der Ausbildung. Ein Junge kam und meinte, ihr Fahrrad sei seins. Das Mädchen bewies, dass das Fahrrad ihr gehört, er bestand aber darauf. Zwei Polizisten kamen, dann riefen die Kinder dort „Ausländer raus“. Der Polizist sagte: „Das möchte ich nicht noch einmal hören, haut ab!“ Es gibt eben solche und solche. Ich möchte auch nicht zu Ausländerfeindlichkeit etwas beitragen. Wir haben ein bekanntes Sprichwort: „Wenn dort, wo du ankommst, Blinde leben, musst du ein Auge schließen und dich dort anpassen.“ Das habe ich auch so gemacht. Ich kann jetzt aber nicht sagen, dass die Deutschen sich mit den Türken nicht verstehen. Ich war 33 Jahre lang Lehrer, hatte 35 Jahre lang mein Fotostudio. Wir Kollegen haben so viele Kohl- und Pinkel-Parties veranstaltet. Bei all diesen Ereignissen wollten meine Kollegen aus der Lehrerschaft, dass ich mit dabei bin. Sie haben mir nie den Vorwurf gemacht, warum ich das Schweinefleisch nicht mitesse. Einmal habe ich mich dazu geäußert und ab dann bestellten sie für mich immer extra Essen. Ich denke, wie Übermaß bei allem schadet, schadet es auch beim Glauben. Wenn rechts von mir ein Kollege aus der Lehrerschaft sitzt und Schweinefleisch isst, kann ich nicht „igitt igitt“ sagen. Er wiederum kann das auch nicht zu dem sagen, was ich esse.

ALS TOURIST IN DER TÜRKEI

Ehemann: Wir sind überall Fremde: hier Ausländer und in der Türkei Almanci. In der Türkei erkennen sie das irgendwie, dass wir in Deutschland leben – an der Sprache, dem Verhalten, der Kleidung. Dann wird alles plötzlich teurer gemacht!

Interviewte: Aber das erleben wir jetzt nicht mehr – jetzt haben wir ein türkisches Nummernschild! Früher hat man uns immer an unserem deutschen Nummernschild erkannt.



RESÜMEE

Interviewte: Es ist gut, dass wir gekommen sind. Wir haben uns viel und ein gutes Leben ermöglicht. Aber wenn wir hier sind, dann haben wir die Sehnsucht nach der Heimat, nach der Luft, den Gewässern, der Erde dort.

Ehemann: Im Türkischen gibt es ein Sprichwort: „Es zählt nicht, wo du geboren bist, sondern, wo du satt wirst.“ Hier ist, wo ich satt bin, wo ich arbeite, wo ich mein Brot verdiene, aber ich vergesse meine Persönlichkeit und Kultur nicht.



LEYLA ZOG 1969 ZU IHREM MANN NACH DEUTSCHLAND. KURZE ZEIT SPÄTER BESTRITT SIE DEN UNTERHALT FÜR IHRE FAMILIE ALLEINE – ALS PUTZFRAU IN EINEM BERLINER KRANKENHAUS. SIE LEBT NOCH HEUTE MIT IHREN KINDERN IN BERLIN.

AUSREISE UND ANKUNFT

„Ach,“ dachte ich, „Ist das etwa das Deutschland, von dem sie zu Hause die ganze Zeit geredet haben? Verdammt nochmal!“ Das sagte ich – und dann sind wir geblieben.

Interviewte: Wir haben in der Türkei geheiratet. Mein Mann war Arbeiter bei der Eisenbahn-Gesellschaft in der Türkei und wurde dann von dort nach Deutschland entsandt. Ich war damals gerade mal 17 Jahre alt. Sein Arbeitgeber, der türkische Staat, hat alles organisiert. Ich war damals schwanger und konnte deshalb zunächst nicht mitkommen. Das war 1969. Nachdem ich meine Tochter auf die Welt gebracht habe, bin ich mit ihr nachgekommen. Als wir ankamen, lebte mein Mann noch im Wohnheim, wie alle anderen. Er war zu der Zeit erkrankt, hatte keine Wohnung suchen können. Nach zwei, drei Tagen im Heim haben wir dann gemeinsam eine Wohnung gesucht und auch gefunden. Ich erinnere mich noch. Das Haus bebte, als wir mit dem Kinderwagen hineingingen. Ich dachte zuerst: „Gibt es hier etwa auch Erdbeben wie in der Türkei?“ [Anm.: 1967 hatte sich ein starkes Erdbeben im Heimatdorf der Interviewten ereignet]. Dann habe ich gemerkt, dass die Eisenbahn hinter dem Haus fuhr und es deshalb bebte. „Ach,“ dachte ich, „Ist das etwa das Deutschland, von dem sie zu Hause die ganze Zeit geredet haben? Verdammt nochmal!“ Das sagte ich – und dann sind wir geblieben. Ich habe dann zwei Söhne und noch eine weitere Tochter, die dann aber verstorben ist, in Deutschland zur Welt gebracht und lebe bis heute, auch nach meiner Verrentung, hier.

ARBEITSLEBEN UND ALLTAG

Interviewte: Es war natürlich sehr anders hier in Deutschland als in der Türkei. Es gab nicht sehr viele Türken, jetzt ist es ganz anders. Aber als ich kam, gab es sie nicht, dabei suchte ich sie so. „Ach wenn ich nur einen sehen kann“, aber es gab sie nicht. Mein Mann konnte zu der Zeit damals wegen Krankheit nicht arbeiten und lebte von Unterstützung. Das war sehr wenig und reichte nicht aus. Dann habe ich bei Siemens angefangen. Beim Metall am Band habe ich gearbeitet. Die Arbeit war sehr anstrengend. Deshalb habe ich dann dort auch nach knapp zwei Jahren aufgehört. Danach habe ich beim Krankenhaus angefangen, als Putzkraft. Dort hatten wir immer alle Hände voll zu tun. Zeitweise mussten wir Putzkräfte uns auch um die Patienten kümmern, weil es zu wenig Krankenschwestern und Pfleger gab. Viele von ihnen kündigten auch, weil es zu viel zu tun

gab. Wir mussten dann immer für sie einspringen. Unter den Kollegen gab es zunächst gar keine Türkeistämmige. Alle Kollegen waren Deutsche. Ich hatte eine sehr gute Beziehung zu ihnen. Mit einer von ihnen war ich immer zusammen. Erst gestern war ich wieder mit ihr unterwegs, wir treffen uns noch heute jeden Tag und sind enge Freundinnen. Sie hat mir immer bei allem geholfen und steht immer hinter mir. Auch die anderen Kolleginnen waren mir immer behilflich. Wir haben alle so lange miteinander gearbeitet. Heute, wenn wir uns sehen, umarmen wir uns.. Aber damals blieb uns nicht viel Zeit außerhalb der Arbeit, ich habe ja noch meine Kinder großgezogen. Bis zu meiner Frührente mit 63 habe ich dann dort gearbeitet. Ich musste zwei Jahre früher aufhören, wegen familiärer Angelegenheiten, und mein Chef sagte: „Weil du Vollzeit gearbeitet hast und nie wegen Krankheit gefehlt hast, kannst du früher aufhören.“

BLEIBEN ODER GEHEN

Interviewte: Einmal standen mein Mann und ich kurz vor der Trennung, sind dafür sogar schon in die Türkei gereist. Aber dann kam es doch nicht dazu. Wir haben uns wieder vertragen und sind zurückgekehrt nach Deutschland. Wäre es zu einer Trennung gekommen, wäre ich niemals alleine hiergeblieben. Ich habe ihm immer gesagt: „Dann bringst du mich dorthin, wo du mich geholt hast, und dort lässt du dich scheiden.“

(UN-)WILLKOMMEN IN DEUTSCHLAND?

Alle haben gejammert, „wäre es doch nicht passiert“, ist es aber. Ich sagte dann, haben die dort nach dem Pass geschaut und gefragt: „Bist du Ausländer?“ Nein. Sie haben uns einfach abgefackelt.

Interviewte: Also aus meiner Sicht gab es eigentlich hier nie Probleme. Auch die Kinder hatten sehr viele deutsche Freunde. Aber einmal hat mein Sohn sich geprügelt, weil ein Klassenkamerad ihn „Kümmeltürke“ genannt hatte. Das sagten sie damals. Dann erinnere ich mich noch an die Wende. Es gibt mittlerweile mehr Türkinnen unter den Kolleginnen im Krankenhaus. Ich erinnere mich an die Zeit. Das war eine etwas verflixte Sache, denn es gab dann mehr Probleme am Arbeitsplatz. Die neuen Kolleginnen aus dem Osten hatten Angst vor uns Türkinnen. Wir mussten dann behutsam mit ihnen umgehen, sie beiseite nehmen und ihnen erklären: „Habt keine Angst, wir Türken sind so und so“, oder „Wir sind Türken, aber wir sind auch Menschen wie ihr, wir arbeiten hier und so, wir helfen einander.“ So haben wir uns langsam aneinander gewöhnt. Als später die Anschläge von Solingen und Mölln kamen, war ich eigentlich nicht um mein eigenes Wohl oder das der Familie direkt besorgt. Da wir nicht in so einer Situation waren. Aber das war das erste Mal, dass ein Haus abgebrannt wurde. Dort hat es angefangen. Alle haben gejammert, „wäre es doch nicht passiert“, ist es aber. Ich sagte dann, haben die dort nach dem Pass geschaut und gefragt: „Bist du Ausländer?“ Nein. Sie haben uns einfach abgefackelt. Deshalb ist es auch irrelevant für mich, was für einen Pass ich habe. Wer dir etwas tun will, weil du Ausländer bist, tut es so oder so, er fragt nicht vorher nach deinem Pass.

ALS TOURIST IN DER TÜRKEI

Natürlich wurden wir oft als Almanci erkannt. Dann mussten wir Wucherpreise zahlen!

Interviewte: Natürlich wurden wir oft als Almanci erkannt. Dann mussten wir Wucherpreise zahlen! Bemerkte haben sie es bei mir nicht unbedingt beim Verhalten. Aber mir rutschen deutsche Wörter raus, wenn ich in der Türkei bin. Wenn die Kinder dann während „Mama“ sagen, merke ich es gleich. Warum das passiert? Weil wir hier immer mit den Deutschen zusammen sind. Und wenn ich dann in der Türkei bin, kommt das alles durcheinander, es kommen immer deutsche Wörter dazwischen. Bei den Kindern merkte man es vor allem an den Kleidern. Ich sagte dann zu den Kindern: „Wenn ihr gefragt werdet, sagt, dass ihr aus Istanbul kommt.“ Was sollten wir denn machen? Wir hatten keine andere Wahl.

RESÜMEE

Interviewte: Ich denke mir manchmal, meine Kinder hätten ein ganz anderes Leben führen können in der Türkei. Sie hätten ganz anders werden können. Hier gab es einige Probleme mit der Bildung. Vieles aber daran lag an privaten Problemen, die die Kinder belastet haben. Von den Möglichkeiten her aber war es hier gut. Aber manchmal mache ich mir Gedanken um den Zustand Deutschlands heute. Ehrlich gesagt, ganz am Anfang, in den Jahren als wir kamen, waren die Häuser nicht wirklich bewohnbar, die Straßen waren dreckig und total runtergekommen. Du hättest nicht rausgewollt, so dreckig war es und man wollte sich keine Krankheit einholen. Mittlerweile ist es wieder so. Ich denke auch manchmal über die jungen Männer nach. Viele von ihnen hängen viel auf den Straßen herum, viele haben wenig zu tun. Bei uns war das damals anders.

MIT 21 JAHREN KAM SÜKRIYE IM JAHR 1973 ALLEINE NACH DEUTSCHLAND. ALS EINE DER LETZTEN SOG. „GASTARBEITERINNEN“, DIE ÜBER DAS ANWERBEABKOMMEN KAMEN, ARBEITETE SIE IN EINER HAMBURGER GEWÜRZGURKEN-FABRIK. BEREITS NACH ANDERTHALB JAHREN KEHRTE SIE ZURÜCK IN DIE TÜRKEI ZU IHREM MANN UND IHRER KLEINEN TOCHTER.

AUSREISE UND ANKUNFT

Wie Soldaten mussten wir uns in eine Reihe stellen, sie pickten dich dann raus, die Chefs aus Deutschland.

Meinen Mann und unsere kleine Tochter habe ich zurückgelassen.

Interviewte: Ich kam 1973 nach Deutschland. Mein Mann und ich hatten uns eigentlich gemeinsam dazu entschlossen, uns bei der Arbeitsagentur zu bewerben. Aber nur ich wurde ausgewählt, mein Mann nicht. Die Untersuchung in Istanbul damals war ganz schlimm für uns. Wie Soldaten mussten wir uns in eine Reihe stellen, sie pickten dich dann raus, die Chefs aus Deutschland. Danach wurde alles abgecheckt, wir mussten uns ganz nackt machen. So hat es angefangen. Ich bin dann ganz alleine mit einem sechsmonatigen Vertrag nach Hamburg gereist. Da war ich 21 Jahre alt. Meinen Mann und unsere kleine Tochter habe ich zurückgelassen. Eigentlich wurden Frauen mit kleinen Kindern nicht ausgewählt. Mein Mann hatte deshalb für unsere Tochter ein falsches Alter angegeben, sie drei Monate älter gemacht als sie ist. Ich war damals wohl auch eine der letzten Gastarbeiter aus der Türkei, denn im Jahr 1973 wurde das Anwerbeabkommen gestoppt.

ARBEITSLEBEN UND ALLTAG

Interviewte: Ich bin damals in München gelandet. Es gab dann Durchsagen, für diese oder jene Fabrik, du gehst dann hin, zu diesem oder jenem Sammelpunkt, genau wie beim Militär. Dann hat man uns etwas Proviant mitgegeben, in Gruppen unterteilt und in die Züge gesetzt. Am Reiseziel, in Hamburg, wurden wir dann vom Wohnheimbesitzer empfangen. Aber man kennt da ja gar nichts, die Sprache nicht, die Wege nicht. Man hat uns dann ins Wohnheim gebracht und uns die Schlafgelegenheiten gezeigt. Das war ein ziemlich volles Heim, ziemlich abenteuerlich. Mein größter Vorteil war, dass ich zusammen mit einer Freundin aus Adapazarı kam. Wir wurden derselben Arbeitsstelle zugeteilt und waren im gleichen Heim untergebracht. Wir waren gemeinsam mit zwei anderen in einem Viererzimmer. Dass wir zusammen waren, war unser großes Glück! Die Wohnsituation war natürlich schlechter, als das, was ich von zu Hause gewohnt war, war aber ansonsten ok.

Meinen ersten und größten Schock hatte ich auf der Arbeit.



Meinen ersten und größten Schock hatte ich auf der Arbeit. Ich war auf der Toilette und als ich zurückkam schrie der Chef mich lange an. Ich verstand überhaupt nicht, warum. Es stellte sich dann heraus, dass ich ihm zu lange auf der Toilette gewesen war. Ich habe so viel geweint, hatte Angst, aber auch sehr viel Groll in mir. Hätte ich an dem Tag Geld dafür gehabt, wäre ich gleich in die Türkei zurückgekehrt. Das vergesse ich nicht, das werde ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen. Wir haben uns da oft als Menschen dritter Klasse gefühlt, nie angenommen. Unter den Kolleginnen aber war die Atmosphäre gut. Wir hatten keine Probleme, jeder wusste, was zu tun ist. Weil es eine Gewürzgerurkenfabrik war, haben wir die Waren in die Behälter gefüllt, nichts Kompliziertes, aber es war anstrengend. Da kamen 5-Liter-Blechdosen und über dem Band auch die fertigen Gewürzgerurken. Wir haben sie dann in die Behälter gefüllt. Dann wurden sie abgewogen und nachdem ihre Deckel gelötet wurden, gingen sie in den Ofen. Es war ein System, der Reihe nach erfüllte jeder seine Aufgabe. Es waren Deutsche, Portugiesen, Griechen, Italiener da. Aber die meisten waren Türkinnen. Es hatte auch seine guten Seiten dort. Natürlich entwickelten sich viele Freundschaften. Keine der Frauen dort hatte ihre Familie bei sich. Wir verbrachten deshalb viel Zeit gemeinsam. Wir waren in Hamburg-Altona, das ist eher ein Arbeiterviertel und es kam uns vor wie in der Türkei. Es gab da sehr viele Türken. Aber wir Frauen aus dem Wohnheim hatten mit niemandem Kontakt dort, wir blieben unter uns. Aber im Heim zu wohnen hatte auch gute Seiten. Wir haben zum Beispiel alle zusammen die türkische Nationalhymne gesungen und das Nationalspiel angeguckt und danach zusammen auf der Straße gefeiert. Wäre ich allein zu Hause gewesen, hätte ich diese Begeisterung nicht gehabt, das war nur, weil wir alle zusammen waren.

BLEIBEN ODER GEHEN

Als ich mich von meiner kleinen Tochter verabschieden musste, war das sehr schlimm. Ihre Schreie werde ich nie vergessen.

Interviewte: Da ich meinen Mann nicht nachholen konnte, kehrte ich nach anderthalb Jahren zurück in die Türkei, im November 1974. Er wollte als Arbeitskraft kommen, aber es hat nicht geklappt, da das Anwerbeabkommen gestoppt wurde. Auch die Familienzusammenführung haben wir versucht, aber es hat nicht funktioniert. Dafür wurde ich nicht zugelassen. Ich hätte dafür ein besseres Einkommen und eine eigene Wohnung gebraucht. Aber ich habe ja nur 600 Mark verdient. Es war unmöglich, damit eine Wohnung zu mieten! Um meinen Mann nachholen zu können, habe ich einmal ein Zimmer zur Untermiete bei einem Ehepaar angemietet. Für mehr reichte es nicht. Aber dort war es mir unangenehm, weil ich da manchmal alleine mit einem Mann in der Wohnung blieb. Also kehrte ich ins Wohnheim zurück. Einmal kam mein Mann mich dort besuchen. Er hat mich überrascht. Wir sind dann bei Verwandten untergekommen, die uns ihre Wohnung für die Zeit überlassen haben. Aber es war alles so ungewohnt zusammen. Mein Mann wurde dann krank – es war Weihnachten und wir konnten keinen Arzt finden. Nicht einmal Zigaretten kaufen konnte er, weil alle Geschäfte zu waren. Dieser Aufenthalt hat uns total dagegen gestimmt zu bleiben. Ich habe es kein einziges Mal bereut, zurückgekehrt zu sein. Besonders schwer war es damals auf meinem Heimaturlaub, also danach wieder nach Deutschland zurück-

zukehren. Als ich mich von meiner kleinen Tochter verabschieden musste, war das sehr schlimm. Ihre Schreie werde ich nie vergessen. Es gab ja damals auch kein Telefon. Du hast einen Brief geschrieben und dann in 15 Tagen erst kam er an. Dann schrieben sie dir eine Antwort, auch die kam erst in 15 Tagen bei dir an. Wir warteten auf die Briefe im Heim. Die Briefe kamen beim Eingang an, dort wurden sie alle schön aufgereiht, jeder nimmt seinen, wenn nichts da ist, gehst du halt mit leeren Händen raus. Wenige Monate nach dem Heimaturlaub bin ich dann endgültig zurückgekehrt, habe mich auf den Weg gemacht. Ich bin mit dem Auto zurückgekehrt. Damals gab es Prämien für die Rückkehr, auch eine Prämie für ein Auto. Mein Mann war sehr überrascht, als er mich in Adapazarı plötzlich vor sich hatte! Damals konnte man mit dem Auto noch nicht bis Adapazarı fahren. Ich bin also an der Kreuzung ausgestiegen, bin mit dem Taxi bis zur Apotheke gefahren, da ich keinen Schlüssel für Zuhause hatte. Mein Mann war dann sehr überrascht, mich in der Apotheke zu treffen, und fragte, warum ich nicht Bescheid gegeben habe. „Da bin ich“, habe ich gesagt.

(UN-)WILLKOMMEN IN DEUTSCHLAND?

Interviewte: Einige Menschen dort haben mich auch unterstützt. Als ich für immer zurückwollte zum Beispiel, da ist der Chef des Wohnheims mit mir gekommen, hat mich mit seinem Wagen überall hingefahren und den Papierkram für mich erledigt. Er hat mir dann alles in die Hand gedrückt. Das war ein Gefallen von ihm, er hätte es nicht machen müssen. Das war sehr nett.

Aber einmal gab es im Heim auch einen außergewöhnlichen Vorfall. Als die türkischen Truppen damals in Nordzypern landeten, gingen die Griechen auf uns los. Nebenan gab es Griechen und sie haben unsere Fenster mit Steinen beworfen. Sie wussten, dass in diesem Heim nur Türkeistämmige wohnten. Wir alle sind dann aus dem Heim rausgerannt, haben sie weggejagt. Das vergesse ich auch nicht! Das war nämlich die einzige politische Auseinandersetzung, die ich so erlebt habe – und zwar nicht mit Deutschen, sondern mit anderen Ausländern.



ALS TOURIST IN DER TÜRKEI

Die einzige Angewohnheit aber, die ich aus Deutschland mitgebracht habe und in der Türkei beibehalten habe, ist das Rauchen. Und warum? Wegen des Chefs.

Ich habe mir also das Rauchen angewöhnt, um längere Pausen machen zu dürfen!

Interviewte: Als ich aus Deutschland kam, wurde ich erstmal als Almanci behandelt. Das passiert leider immer in der Türkei, wenn du aus der Ferne kommst und mehr Geld verdienst. Ich erinnere mich, dass ich, als ich das erste Mal zum Urlaub in die Türkei kam, all das Geld, das ich hatte, für meine Tochter ausgegeben habe. Ich habe ihr so viele Kleider mitgebracht. Ich wollte eben alles mitbringen. Die einzige *Angewohnheit* aber, die ich aus Deutschland mitgebracht habe und in der Türkei beibehalten habe, ist das Rauchen. Und warum? Wegen des Chefs. Der hatte nichts gegen die Leute, die auf der Toilette geraucht haben, aber gegen die, die dort lange verweilt haben. Ich habe mir also das Rauchen angewöhnt, um längere Pausen machen zu dürfen!

RESÜMEE

Interviewte: Ich habe es nie bereut, in die Türkei zurück gekehrt zu sein. Ohne meinen Mann, mein Kind gab es keine andere Option für mich. Hätte ich sie nachholen können, hätte ich eine eigene Wohnung gehabt, wäre es vielleicht anders verlaufen. Aber bereut habe ich es nie.

ÜBER DIE FAMILIENZUSAMMENFÜHRUNG KAM MUALLA 1974 ZU IHREM MANN NACH TUTTLINGEN. ALS FRAU EINES RESTAURANTBESITZERS MUSSTE SIE NICHT ARBEITEN UND GENOSS EINEN GEWISSEN FINANZIELLEN SPIELRAUM. NACH WENIGEN JAHREN KEHRTE SIE GEMEINSAM MIT IHREN KINDERN UND IHREM EHEMANN AUF DESSEN WUNSCH IN DIE TÜRKEI ZURÜCK.

AUSREISE UND ANKUNFT

Wir haben hier in der Türkei geheiratet und haben uns noch in der Hochzeitsnacht auf den Weg gemacht. Nach Tuttlingen.

Als ich ankam in Deutschland, kam es mir nicht wirklich anders vor. Nur alles war so ordentlich.

Interviewte: Ich war 27 Jahre alt, als ich nach Deutschland kam. Es war März 1974. Wir haben hier in der Türkei geheiratet und haben uns noch in der Hochzeitsnacht auf den Weg gemacht. Nach Tuttlingen. Da bin ich drei Jahre geblieben und habe dort zwei Kinder bekommen. Als der Kleine zwei Monate und der Große zwei Jahre alt war, bin ich dann in die Türkei zurückgekehrt. Als ich ankam in Deutschland, kam es mir nicht wirklich anders vor. Nur alles war so ordentlich. Neben unseren Straßen war der Boden so trocken, nur nackte Erde. In Deutschland fing direkt nach dem Asphalt die grüne Wiese an, das gefiel mir sehr. Die türkischen Arbeiter dort lebten in schlechten Wohnungen. Mit vier, fünf oder sechs Personen lebten sie in nur zwei Räumen und kleinen Wohnungen. Sie wollten ja auch sparen, ist ja klar. Aber unsere Wohnung war schön, groß und mitten im Zentrum von Tuttlingen. Wir gehörten nicht zu den klassischen türkischen Arbeiterfamilien dort, unsere Lebensverhältnisse waren besser. Mein Mann war selbstständig, unten in unserem Haus war das Restaurant meines Mannes.

ARBEITSLEBEN UND ALLTAG

Mein Mann wohnte bereits bevor ich in unserer Hochzeitsnacht mit ihm nach Deutschland kam in Deutschland. Er war vor Jahren nach Deutschland eingeladen worden, als Sportler, als Ringer.

Interviewte: Mein Mann wohnte bereits bevor ich in unserer Hochzeitsnacht mit ihm nach Deutschland kam in Deutschland. Er war vor Jahren nach Deutschland eingeladen worden, als Sportler, als Ringer. Nach seiner Sportlerlaufbahn hat er ein paar Jahre in einer Fabrik gearbeitet und danach das Restaurant eröffnet. In das Restaurant kamen türkische Arbeiter, aber auch sehr viele Deutsche. Sie mochten die Frikadellen dort, das türkische Essen. Die türkischen Arbeiter kamen vor allem nach dem Feierabend, blieben ein paar Stunden, aßen Toasts, tranken Tee oder so. Ich hatte dort nicht mit vielen zu tun, ich kannte ja auch nicht viele. Die türkischen Männer, die das Restaurant besuchten, brachten auch ihre Frauen mit. Mit denen unterhielt ich mich. Später haben wir uns mit ein paar türkischen Familien angefreundet. Ich habe sie nicht so oft



besucht, aber es gab sie doch. Deutsche Freunde hatte ich nicht. Auch meine Söhne waren noch so klein, der eine zwei, der andere gerade geboren, dass sie keine deutschen Freunde hatten, sondern nur mit uns Eltern zusammen waren. Wir hatten zwar auch Verwandte in Deutschland, aber mein Mann hatte so viel zu tun, dass wir uns nicht besucht haben. Dass ich Deutsch lerne, war meinem Mann nicht so wichtig. Er selbst aber hatte sehr viel Deutsch gelernt. Er konnte sogar als Türk Daniş arbeiten (Anm.: Der im Jahr 1962 durch Arbeiterwohlfahrt gegründete erste Sozialdienst für türkische Arbeitnehmer in Deutschland), auch bei Gericht. Andere haben über die Arbeit die Sprache gelernt. Zum Beispiel hatten wir ein Ehepaar aus Marokko angestellt, sie haben sehr schnell Deutsch gelernt. Da ich nicht arbeiten musste, war das bei mir nicht so. Aber ich wollte meine Anliegen draußen selber erledigen, also hatte ich ein paar Wörter gelernt. Durch Zuhören lernt man ja auch. Ich bin dann jeden Tag einkaufen und bummeln gegangen. Was hätte ich denn sonst auch machen sollen? Mir war langweilig.

BLEIBEN ODER GEHEN

Interviewte: Nachdem ich zwei Kinder in Deutschland bekommen hatte, sind wir zurückgekehrt in die Türkei. Ich denke, für die Kinder hätten wir eine bessere Bildung in Deutschland bekommen. Ich wollte nicht zurück. Aber mein Mann wollte es, er hatte schon einige Monate zuvor das Restaurant geschlossen und eine Weile noch bei einer Versicherungsagentur, bei einem Freund, gearbeitet, bevor es dann endgültig in die Türkei zurückging. Ich hatte keine große Wahl und bin seiner Entscheidung gefolgt. Wenn es nach mir gegangen wäre, wäre ich geblieben.

(UN-)WILLKOMMEN IN DEUTSCHLAND?

Als Fremde habe ich mich eigentlich weder in der Türkei, noch in Deutschland gefühlt und ich wurde auch nicht oft als Fremde behandelt. Im Gegenteil. Die Deutschen waren sogar überrascht, wenn ich gesagt habe, dass ich eine Türkin bin – groß, helle Haare, mit grünen Augen und Minirock. Sie haben es mir nicht geglaubt, zum Beispiel wenn ich mit meinem Sohn auf dem Spielplatz war.

Interviewte: In Deutschland sind die Menschen sehr nett, ganz freundlich gewesen. Wenn sie dich auf der Straße getroffen haben, begrüßten sie dich. Ich mochte die Menschen dort sehr. Sie sind auch sehr innig, anders als hier in der Türkei. Als Fremde habe ich mich eigentlich weder in der Türkei, noch in Deutschland gefühlt und ich wurde auch nicht oft als Fremde behandelt. Im Gegenteil. Die Deutschen waren sogar überrascht, wenn ich gesagt habe, dass ich eine Türkin bin – groß, helle Haare, mit grünen Augen und Minirock. Sie haben es mir nicht geglaubt, zum Beispiel wenn ich mit meinem Sohn auf dem Spielplatz war.



ALS TOURIST IN DER TÜRKEI

Interviewte: Bei Heimaturlaube in der Türkei hatte ich nicht das Gefühl, anders behandelt zu werden, weil wir in Deutschland lebten. Aber die Türkei kam mir anders vor. Vielleicht weniger entwickelt. Aber als ich in der Türkei im Urlaub ankam, war ich glücklich und bei der Rückreise dann sehr traurig. Es war in Deutschland eben anders, ich hatte dort kaum Kontakte.

RESÜMEE

Ach, Deutschland damals, in den 70ern, war schön.

Interviewte: Ich habe es schon bereut, dass wir zurück in die Türkei gegangen sind. Ich war in Deutschland glücklich, es war schön dort. Mein Mann und meine Söhne haben es nicht bereut. Meine Söhne waren ja auch so klein, sie haben den Unterschied nicht verstanden. Tuttlingen ist eine schöne Stadt, mit schönen alten Häusern. Einmal in der Woche war das Restaurant geschlossen. Wir haben dann Ausflüge gemacht, ein oder zwei Stunden entfernte Ziele besucht, wie Stuttgart zum Beispiel. Ach, Deutschland damals, in den 70ern, war schön. Es gab keine Unruhen, keinen Rassismus. Ich hörte nichts davon. Wir hätten aber davon gehört, wenn so etwas in einer Großstadt passiert wäre. Erst später, nachdem wir weg waren, hat es mit dem Rassismus angefangen, da hat sich die Stimmung wohl verändert.

AYGÜL ERZÄHLT DIE GESCHICHTE IHRER ELTERN, DIE IN DEN 1960ER JAHREN NACH DEUTSCHLAND KAMEN, VON DENEN ABER NUR DIE MUTTER BIS ZU IHREM TOD IN DEUTSCHLAND BLEIBEN SOLLTE, WÄHREND ES DEN VATER ZURÜCK IN DIE TÜRKEI ZOG.

AUSREISE UND ANKUNFT

Auf die Frage von mir, warum mein Vater sich als Einziger auf den Weg gemacht hatte, sagte er: „Das kann ich Dir sagen: Weil ich der Mutigste war.“ Und man muss schon sagen, das hat er nicht nur so daher gesagt, er war tatsächlich der Mutigste.

Interviewte: Mein Vater kam 1962 mit dem Anwerbeabkommen aus Istanbul nach Kassel. Zwei Jahre später, da war ich zwei Jahre alt, sind meine Mutter und ich aus der Türkei nachgezogen. In Kassel wuchs ich auf. Meine Eltern sprachen beide kein Deutsch und waren, wie viele andere auch, null vorbereitet. Sprachlich und kulturell sind sie hier ins kalte Wasser gesprungen. Sie waren die einzigen aus unserer Familie, die gegangen waren, und unsere Familie war wirklich sehr groß. Auf die Frage von mir, warum mein Vater sich als Einziger auf den Weg gemacht hatte, sagte er: „Das kann ich Dir sagen: Weil ich der Mutigste war.“ Und man muss schon sagen, das hat er nicht nur so daher gesagt, er war tatsächlich der Mutigste.

ARBEITSLEBEN UND ALLTAG

Die Diakonissen haben sich unserer angenommen. Sie haben meine Mutter beim Deutschlernen unterstützt, aber auch uns Kinder haben sie unterstützt.

Meine Mutter, die ein starker Beziehungsmensch ist, hat auch viele Kontakte geknüpft, mit Deutschen, aber auch im türkischen Umfeld. Das wurde alles sehr quirlig.

Interviewte: Ich bin damals in der Nähe von einem Diakonissenkrankenhaus groß geworden. Meine Mutter begann dort direkt nach der Ankunft zu arbeiten. Die Diakonissen haben sich unserer angenommen. Sie haben meine Mutter beim Deutschlernen unterstützt, aber auch uns Kinder haben sie unterstützt. Sie haben den Kindergartenplatz im Diakoniekindergarten organisiert und im Rahmen ihrer Möglichkeit und ihrer Gemeinschaft versucht, uns in Deutschland Fuß fassen zu lassen. Auch bei vielen anderen Dingen halfen sie uns. Bei der Wohnungssuche, als wir von einer 2- in eine 3-Zimmer Wohnung gezogen sind, oder beim Dolmetschen. Anfangs waren wir Kinder dafür ja noch zu klein, später haben wir Kinder das dann gemacht. Meine Mutter hat damals als Putzfrau im OP-Saal im Krankenhaus angefangen und arbeitete dann bis zu ihrer Rente 1998 dort. Dass ich selber Krankenschwester geworden bin, ist eine Folge dieser Verbundenheit. Im selben Krankenhaus habe ich dann später meine Ausbildung gemacht.

Mein Vater hatte in der Türkei eine Berufsfachschule für Handwerker abgeschlossen. In Kassel hat er dann zuerst in einer Fabrik gearbeitet und später dann bei VW am Band angefangen, Akkordarbeit. Er war dort zuerst in der Gießerei. In den 1970er Jahren

wechselte er zu Daimler Benz und hat dann dort bis zu seiner Frührente 1992 gearbeitet. Er hat sehr viel gearbeitet, immer drei Schichten hintereinander. Mein Vater hat dort viel mit anderen Ausländern zusammengearbeitet. Da sind viele Freundschaften entstanden, in der türkischen Gemeinde in Kassel, die damals nicht sehr groß war. Meine Mutter, die ein starker Beziehungsmensch ist, hat auch viele Kontakte geknüpft, mit Deutschen, aber auch im türkischen Umfeld. Das wurde alles sehr quirlig.

BLEIBEN ODER GEHEN

Meine Eltern kamen damals mit einer klaren Erwartung nach Deutschland, und zwar, dass sie hier Geld verdienen wollten, um sich in der Türkei später ein besseres Leben zu ermöglichen. Aber das, was mit uns Kindern passieren würde, dass wir hier in die Gesellschaft reinwachsen würden, das hatten sie nicht auf dem Plan.

Als Frau und als ältere Frau hat sie sich immer in Deutschland gesehen.

Wenn mein Vater drei Schichten gearbeitet hat, hat sie die Zeit nach ihrer Arbeit nachmittags genutzt, um etwas zu unternehmen und Freundinnen zu treffen. Sie kam dann oft erst kurz bevor mein Vater heimkam zurück. Da hat er nicht unbedingt etwas von mitbekommen. Sie hat sich diese Freiheiten einfach genommen.

Interviewte: Meine Eltern kamen damals mit einer klaren Erwartung nach Deutschland, und zwar, dass sie hier Geld verdienen wollten, um sich in der Türkei später ein besseres Leben zu ermöglichen. Aber das, was mit uns Kindern passieren würde, dass wir hier in die Gesellschaft reinwachsen würden, das hatten sie nicht auf dem Plan. Mit der Zeit hatten unsere Eltern es immer schwerer, uns Kinder davon zu überzeugen, dass wir irgendwann zurück in die Türkei gehen sollten. So wurde die Absicht zurückzukehren immer nebulöser.

Es kam dann aber irgendwann doch die Zeit für eine teilweise Rückkehr in die Türkei, zumindest für meinen Vater. Mein Vater musste 1992 aus gesundheitlichen Gründen in Frührente gehen und er wollte zurück in die Türkei. Ohne Verlegung seines offiziellen Wohnsitzes hat er dann dort einen großen Teil der Zeit gelebt.

Meine Mutter ist aufgrund ihrer Berufstätigkeit hiergeblieben. Sie hat hier weiterhin gearbeitet. Aber auch als sie dann in Frührente ging, konnte sie nicht einfach alles hier zusammenpacken und gehen. Ich war inzwischen hier verheiratet und hatte Kinder. Ihre Enkel wollte sie nicht verlassen. Auch die gute Gesundheitsversorgung hat dabei eine Rolle gespielt. Aber es war noch mehr. Dass meine Mutter nicht zurückkehren wollte, also zumindest nicht gänzlich, lag auch an ihr als Mensch und als Frau. Als Frau und als ältere Frau hat sie sich immer in Deutschland gesehen. Sie wurde hier mit Würde behandelt. Man muss dabei wissen, dass meine Mutter sehr selbstbewusst und selbstständig war. Diesen Platz hatte sie sich allerdings erst erarbeiten müssen bei meinem Vater. Das hat sie sich auch dadurch ermöglicht, dass sie vieles einfach auch ohne ihn zu fragen gemacht hat. Wenn mein Vater drei Schichten gearbeitet hat, hat sie die Zeit nach ihrer Arbeit nachmittags genutzt, um etwas zu unternehmen und Freundinnen zu treffen. Sie kam dann oft erst kurz bevor mein Vater heimkam zurück. Da hat er nicht unbedingt etwas von mitbekommen. Sie hat sich diese Freiheiten einfach genommen. Sie hat auch viele andere Frauen hier gesehen und wollte diese Freiheiten dann auch für sich. In jedem Fall war das ein gutes Beispiel für uns Töchter. Wir haben uns daher nicht gedacht, wir müssten jetzt hier in unseren vier Wänden bleiben. Wir sind selbstbewusst aufgewachsen und haben uns viele Freiheiten genommen und Möglichkeiten genutzt.

(UN-)WILLKOMMEN IN DEUTSCHLAND?

Ganz allgemein aber hat sich die Situation nach dem 11. September 2001 verändert.

Interviewte: Ich kann sagen, dass wir das große Glück hatten, sehr behütet in Kassel, unterstützt von den Diakonissen und vielen anderen, gelebt zu haben. Wir hatten sehr viele Freundschaften, auch zu Deutschen. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir damals dort gravierende ablehnende oder gar fremdenfeindliche Erfahrungen gemacht haben. Ganz allgemein aber hat sich die Situation nach dem 11. September 2001 verändert. Nicht nur für meine Mutter, die damals noch hier war, sondern ich weiß das auch von vielen anderen türkeistämmigen Menschen hier. Viele haben es als sehr große Ungerechtigkeit empfunden, nach den Anschlägen anders betrachtet und behandelt zu werden. Immer wieder hörte ich die Aussage: „Wir waren doch schon seit den 1960er Jahren hier. Warum macht man das mit uns? Warum werden wir jetzt mit einzelnen Menschen in einen Topf geworfen, die Schlimmstes verursacht haben? Wir fühlen uns denen doch gar nicht zugehörig!“ Ich selber habe das auch so empfunden. Dieses Datum hat sehr viel für mich und in der türkischen Community verändert. Daneben gab es noch andere Wendepunkte. Einmal die Wende 1989. In der türkischen Community hieß es damals oft: „Jetzt haben die Deutschen sich vereint, jetzt sind wir unwichtig geworden!“ Dann gab es noch die Finanzkrise von 2008, nach der sich die Arbeitsmarktsituation änderte und dann kam natürlich die Zuwanderungsepisode rund um 2015.

ALS TOURIST IN DER TÜRKEI

„Hört mal ihr seid ja schon eingedeutscht! Findet ihr nicht, das geht zu weit?“

Sie haben sich uns zuliebe über die Meinung der anderen hinweggesetzt.

Interviewte: In der Türkei sah man dann natürlich, dass wir aus dem Ausland kamen. Aber auch manchen in der türkischen Community hier in Deutschland galten wir als zu „eingedeutscht“. Bei uns zu Hause gab es natürlich türkische Küche und mein Vater hatte auf der Arbeit immer seine Boxen mit türkischem Essen dabei. Aber es gab damals in Kassel auf dem Königsplatz einen Bratwurst-Stand. Dort sind wir Kinder öfters mal samstags mit meinem Vater hingefahren, um Bratwurst zu essen. Das war ja Schweinefleisch, aber das haben meine Eltern nicht so eng gesehen. Denn es ging ja um die Bratwurst und darum, uns Kindern eine Freude zu machen. Deshalb wurde bei uns auch immer ein Weihnachtsbaum aufgestellt. Wir Kinder kannten das ja aus dem Kindergarten und wollten dann eben auch zu Hause einen Weihnachtsbaum. Unsere Eltern haben uns diese Freuden bereitet, mussten sich dafür aber auch einiges anhören: „Hört mal ihr seid ja schon eingedeutscht! Findet ihr nicht, das geht zu weit?“ Das habe ich aber alles erst später realisiert, als ich älter war. Ich rechne das meinen Eltern hoch an. Sie haben sich uns zuliebe über die Meinung der anderen hinweggesetzt. Das war durchaus nicht einfach, denn die türkische Community war sehr wichtig für uns.

RESÜMEE

Interviewte: Rückblickend hat sich mein Vater den Traum, sich einiges in der Türkei leisten zu können, erfüllt. Er hat sich noch die eine oder andere Immobilie in der Türkei gekauft, selbst erarbeitet. Das hat ihn zufrieden gemacht und darauf war er stolz. Dass er dann aber allein in die Türkei zurückgegangen ist und meine Mutter und wir Töchter in Deutschland blieben – ich glaube, das hat er als eine Art Niederlage empfunden. Meinen Vater hat besonders die Nachricht getroffen, dass ich einen Deutschen geheiratet habe. Er hat sich erst nach vielen Jahren davon erholt und hat dann noch seine Enkel einige Jahre erleben können, vor seinem Tod. Er hat dann auch gemerkt, dass seine schlimmen Befürchtungen hinsichtlich meiner Heirat gar nicht wahr wurden und dass er mich dadurch ja nicht verloren hatte.

Aber auch bei meiner Mutter, die in Deutschland geblieben war bis zu ihrem Tod, blieb immer eine gewisse Zerrissenheit. Sie ist bis zu ihrem 24. Lebensjahr in der Türkei aufgewachsen. Sie war der Türkei sehr verbunden, dort war sie ja sozialisiert. Die Menschen und die Kultur sind dort schon sehr anders. In Istanbul sind die Menschen immer auf der Straße, hier nicht. Das haben meine Eltern schon sehr vermisst. Aber wir, ihre Kinder, waren eben hier in Deutschland. Für meine Mutter – aber auch für meinen Vater letzten Endes – war das nicht einfach: dieses nicht wissen, wohin sie gehören.

CANDAN KAM 1989 ALS VOM TÜRKISCHEN STAAT ENTSANDTE LEHRERIN FÜR TÜRKIESTÄMMIGE SCHÜLER NACH MANNHEIM. EIN JAHR SPÄTER HOLTE SIE IHRE TOCHTER UND ANDERTHALB JAHRE SPÄTER IHREN MANN NACH. NACH SECHS JAHREN ENDETE IHRE ZEIT IN DEUTSCHLAND UND SIE KEHRTE MIT IHRER FAMILIE ZURÜCK IN DIE TÜRKEI.

AUSREISE UND ANKUNFT

Interviewte: Ich kam als Lehrerin nach Deutschland, entsandt vom türkischen Staat, um für sechs Jahre türkischen Kindern ihre Muttersprache und Kultur nahe zu bringen. Anders als andere Bundesländer hatte Baden-Württemberg ein gemischtes System: Zum einen gab es Lehrer, die vom Bundesland in regulären Schulen für türkischsprachigen Unterricht angestellt waren, und zum anderen Lehrer, die aus der Türkei entsandt wurden. Zuvor hatte ich bereits in der Türkei mehrere Jahre als Grundschullehrerin gearbeitet. Am Tag meiner Ankunft war ich sehr verwirrt. Wir alle waren im türkischen Konsulat zusammengekommen, ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte, wo ich arbeiten werde. Dann haben sie „Mannheim“ gesagt und wir fuhren los. Es war im Jahr 1989, am neunten September. Es war wirklich ein turbulentes Jahr für Deutschland und auch für mich.

Eine Wohnung in Mannheim zu finden war damals sehr schwer. Auch weil nach dem Mauerfall viele Menschen dort eine Wohnung suchten. Wir, zwei Lehrerinnen, haben gemeinsam gesucht. Als wir dann eine Vermieterin hatten, bei der wir zur Untermiete wohnen konnten, hat sie uns nicht erlaubt, zu kochen oder zu duschen. Kochen sollten wir nicht, weil der Geruch sie störte. Und Duschen war für sie problematisch, weil dann wohl die Wasser- und Stromkosten steigen würden. Das alles kam mir etwas merkwürdig vor. Weil wir – mit „wir“ meine ich uns Lehrerinnen aus der Türkei – nicht so sehr auf solche Sachen achteten. Wir geben alles, damit unsere Gäste sich wohlfühlen. Im Verlauf änderte sich aber unsere Vermieterin und öffnete sich uns gegenüber.

Aber sonst kann ich nicht sagen, was genau für mich in Deutschland anders war. Denn im ersten Jahr war sogar der Himmel für mich ganz anders, alles war anders.

Aber sonst kann ich nicht sagen, was genau für mich in Deutschland anders war. Denn im ersten Jahr war sogar der Himmel für mich ganz anders, alles war anders. Ganz schlimm. Oder sagen wir nicht „schlimm“, sondern: Es bereitete mir einfach keine Freude. Aber mit der Zeit gewöhnte ich mich dann daran.

ARBEITSLEBEN UND ALLTAG

Interviewte: Es gab in den Schulen damals zwei Programme für türkischen Unterricht. Eins war integriert in den Schulplan, parallel zu den anderen, deutschen Schulfächern. Also für die, die kein English in der Schule hatten. Das wurde durch türkische Lehrer organisiert, die selber schon durch das Anwerbeabkommen gekommen waren. Unser Unterricht, also von den entsandten Lehrern aus der Türkei wie mir, war dann nachmittags. Wir glaubten nicht, dass unser Unterricht sehr effektiv sein würde, aber die Schüler waren sehr motiviert und es hat ihnen einen Halt gegeben, bei uns zu sein, also in der richtigen „Türkischen Schule“, wie sie es nannten. Dort waren die türkischen Kinder des Viertels zusammen und es herrschte dann eine Art Zugehörigkeitsgefühl zur Türkei. Aber unter uns, also zwischen den Lehrern dieser zwei Projekte gab es eine Spannung. Die türkischen Lehrer, die bereits hier waren und nicht entsandt waren, störte es, dass der türkische Staat durch Lehrer aus der Türkei versuchte, den Kindern die türkische Sprache oder Kultur nahezubringen: Denn statt das Englische zu wählen, bevorzugten viele Eltern ja uns, was den Kindern später im Berufsleben Nachteile mit sich bringen würde.

Zum Beispiel bei jedem Anfang und Ende des Schuljahres wollten meine Kollegen, dass ich bei den Ausflügen dabei bin.

Aber was mir weniger gefiel war, dass sie gesagt haben: „Du bist nicht wie sie [in der Türkei], du bist etwas anders.“

An die Schule und das Kollegium habe ich aber generell viele schöne Erinnerungen. Zum Beispiel bei jedem Anfang und Ende des Schuljahres wollten meine Kollegen, dass ich bei den Ausflügen dabei bin. Jedes Mal stellten sie Fragen rund um die Türkei. Aber was mir weniger gefiel war, dass sie gesagt haben: „Du bist nicht wie sie [in der Türkei], du bist etwas anders.“ Sie hatten nämlich eine bestimmte Vorstellung davon, wie eine Frau aus der Türkei sein sollte, die auf mich aber nicht zutraf. Aber die, die schon mal in der Türkei waren, haben die Türkei ganz anders betrachtet. Sie wussten, wie die Türkei aktuell aussah, während andere sich an dem orientiert haben, was sie in Deutschland sahen. Was mich auch sehr glücklich gemacht hat, war, dass die Kollegen schon in meinem zweiten Jahr an meinen Geburtstag gedacht haben. Der Schulleiter hat mich gleich in meinem zweiten Jahr mit Blumen und Sekt empfangen. Wir haben dann alle zusammen gefeiert. Das machte mich sehr glücklich. Wir haben immer zusammen etwas unternommen. Bevor ich nach Deutschland kam, verpflichtete mich der türkische Staat zu einem neunmonatigen Deutschkurs. Das war sehr hilfreich, aber mein Deutsch habe ich vor allem in Deutschland gelernt, durch meine deutschen Freunde und Kollegen. Ich hatte sie ausdrücklich damals gebeten, mich zu korrigieren, wenn wir uns unterhielten. Die Umgangssprache zu lernen hat es mir sehr erleichtert zu kommunizieren. Als meine Tochter dann in Mannheim zur Schule ging, hat mir diese Erfahrung dann wiederum geholfen, sie beim Spracherwerb zu unterstützen.

BLEIBEN ODER GEHEN

Interviewte: Ein richtiges Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland habe ich eigentlich nicht entwickelt. Ich wusste ja, ich lebe jetzt hier, aber ich werde in sechs Jahren zurückkehren müssen, da ich ja staatlich entsandt war. Es war auch nicht so wichtig für mich. Ich fühlte mich wie gesagt nie Deutschland zugehörig. Aber jetzt, wenn ich nach so viel Zeit zurückblicke, denke ich schon, dass ich mich da sehr geborgen gefühlt habe. Ich habe immer gemerkt, welche Möglichkeiten sich für mich und meine Familie eröffnet haben. Aber da ich wusste, dass unser Aufenthalt nur für eine bestimmte Dauer sein sollte, dachte ich nicht länger darüber nach – auch nicht als sich dann alternative Optionen dazu ergaben.

(UN-)WILLKOMMEN IN DEUTSCHLAND?

Fremdenfeindlichkeit habe ich persönlich nicht direkt erlebt. Ich persönlich habe etwas anderes beobachtet. Es gab zum Beispiel eine Menge Menschen, die sehr einfühlend gegenüber dem Krieg auf dem Balkan waren.

Als dann aber z. B. der Anschlag in Solingen passierte, war alles anders. An dem Tag trafen wir uns im Halkevi (Anm.: Volkshaus; ein Verein der Arbeiter), da versammeltem sich türkische Ladenbesitzer und andere Engagierte. Der Verein hat dann vorgeschlagen, ein Zeichen zu setzen, bspw. die Läden vorübergehend zu schließen. Aber keiner hat da mitgemacht. Das fand ich sehr bitter.

Die Bilder, die unser deutscher Nachbar an dem Morgen nach Solingen vor unsere Tür gelegt hat, die er selber gezeichnet hatte, oder meine deutschen Freunde, die mich an dem Tag eingeladen haben und ihr Beileid bekundet haben, das waren sehr nette Gesten.

Interviewte: Fremdenfeindlichkeit habe ich persönlich nicht direkt erlebt. Ich persönlich habe etwas anderes beobachtet. Es gab zum Beispiel eine Menge Menschen, die sehr einfühlend gegenüber dem Krieg auf dem Balkan waren. Das machte mich glücklich. Als dann aber z. B. der Anschlag in Solingen passierte, war alles anders. An dem Tag trafen wir uns im Halkevi (Anm.: Volkshaus; ein Verein der Arbeiter), da versammeltem sich türkische Ladenbesitzer und andere Engagierte. Der Verein hat dann vorgeschlagen, ein Zeichen zu setzen, bspw. die Läden vorübergehend zu schließen. Aber keiner hat da mitgemacht. Das fand ich sehr bitter. Ich weiß nicht, warum sie sich so entschieden haben. Vielleicht hatte das Geschäftliche den Vorrang, oder sie hatten Angst, stigmatisiert zu werden. Meine Meinung über die deutsche Gesellschaft hat der Anschlag aber nicht verändert. Denn Rassismus und Faschismus gibt es überall. Ganz kurz danach fand auch ein Brandanschlag in Sivas statt (Anm.: Islamistischer Brandanschlag bei einem alevitischen Kulturfestival in der Türkei, bei dem 33 Menschen starben). Wir haben nach dem Anschlag in Solingen auch eine Lichterkette und eine ganz große Veranstaltung mit unseren deutschen Freunden organisiert. Und die Bilder, die unser deutscher Nachbar an dem Morgen nach Solingen vor unsere Tür gelegt hat, die er selber gezeichnet hatte, oder meine deutschen Freunde, die mich an dem Tag eingeladen haben und ihr Beileid bekundet haben, das waren sehr nette Gesten. Aber als wir den Anschlag mit den Kindern in der Schule besprochen haben, waren sie natürlich erschrocken. Trotzdem ist es sehr interessant, dass die Schüler der 7. und 8. Klasse, also die Älteren, sagten, dass so etwas wie in Solingen überall vorkommen könnte.

ALS TOURIST IN DER TÜRKEI

Interviewte: Als ich zwischendurch in der Türkei war, wurde ich zwar nicht als Almanci angesehen, denn ich lebte ja nicht auf Dauer in Deutschland. Aber ich wurde als reich angesehen, weil ich in einer wertvolleren Währung, in D-Mark, mein Geld verdiente. Im ersten Jahr ist mir in der Türkei dann aber auch gleich etwas „Deutsches“ rausgerutscht – das war sehr lustig.

RESÜMEE

Aber jetzt, wenn ich nach so viel Zeit zurückblicke, denke ich schon, dass ich mich in Deutschland sehr geborgen gefühlt habe. Als ich dann nach 6 Jahren wieder zurückkehrte und in der Türkei wieder in der Schule anfing, habe ich gesehen, dass sich nichts geändert hatte. Da war ich sehr traurig, weil ich gedacht hatte: „Die einzige Konstante im Universum ist die Veränderung.“ Aber da war alles wieder das Gleiche.

Interviewte: Ich fühlte mich wie gesagt nie Deutschland zugehörig, da ich immer wusste, dass ich nur auf Zeit entsandt bin. Aber jetzt, wenn ich nach so viel Zeit zurückblicke, denke ich schon, dass ich mich in Deutschland sehr geborgen gefühlt habe. Als ich dann nach 6 Jahren wieder zurückkehrte und in der Türkei wieder in der Schule anfing, habe ich gesehen, dass sich nichts geändert hatte. Da war ich sehr traurig, weil ich gedacht hatte: „Die einzige Konstante im Universum ist die Veränderung.“ Aber da war alles wieder das Gleiche. Die Schüler gingen in einer Reihe in die Gebäude rein, die Haare und Nägel wurden kontrolliert.

IMPRESSUM

Herausgeberin:

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. 2021, Berlin

Ansprechpartner in der Konrad-Adenauer-Stiftung:

Dr. Michael Borchard

Leiter

Wissenschaftliche Dienste/Archiv
für Christlich-Demokratische Politik

michael.borchard@kas.de

Dr. Annette Ranko

Integration

Analyse und Beratung

annette.ranko@kas.de

Ansprechpartnerin beim Bundeszuwanderungs- und Integrationsrat:

Dr. Deniz Nergiz

Geschäftsführerin

dr.nergiz@bzi-bundesintegrationsrat.de

Diese Veröffentlichung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. dient ausschließlich der Information. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlwerbenden oder -helfenden zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen sowie für Wahlen zum Europäischen Parlament.

Bildnachweise: Titel © shutterstock/supirloko89,

Einführung © picture alliance/zb/Paul Glaser, Interviews © privat

Gestaltung und Satz: yellow too, Pasiak Horntrich GbR

Produziert mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.



Der Text dieses Werkes ist lizenziert unter den Bedingungen von „Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 international“, CC BY-SA 4.0 (abrufbar unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode.de>).

ISBN 978-3-98574-002-4

Das Kooperationsprojekt des Bundeszuwanderungs- und Integrationsrats und der Konrad-Adenauer-Stiftung zeichnet Geschichten von Frauen, die im Zuge des Anwerbeabkommens mit der Türkei nach Deutschland gekommen sind, nach. Die Generation der damals angeworbenen Arbeitskräfte hat Deutschlands Wirtschaftswunder nach dem Zweiten Weltkrieg mit ermöglicht. Ihre Geschichten sind jedoch wenig bekannt, obwohl sie Teil der deutschen Geschichte sind. Unsere Interviews zeigen: Es gibt nicht die eine Geschichte, sondern diese sind so vielfältig wie die Personen selbst.